

JOHN LUTZ



OPFER
JAGD

Weltbild

Opferjagd

Der Autor

John Lutz ist Autor von über 40 Thrillern und Romanen. Er hat zahlreiche renommierte Preise gewonnen und mehrere seiner Werke wurden verfilmt. John Lutz lebt mit seiner Frau abwechselnd in Saint Louis, Missouri, und Sarasota, Florida. Mehr über den Autor erfahren Sie unter www.johnlutzonline.com.

John Lutz

Opferjagd

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Bernhard Liesen

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *URGE TO KILL*
bei Kensington Publishing Corp., New York, NY, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2009 by John Lutz
Published by Arrangement with KENSINGTON PUBLISHING CORP.,
New York, NY, USA
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Übersetzung: Bernhard Liesen
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© reShoot 69; © Atstock Productions)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95973-633-6

2020 2019 2018 2017
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für Barbara, wie immer ...

*Und im Andenken an
John Mangosing,
einen zu früh verstorbenen guten Freund.*

Dank

Der Autor möchte sich erkenntlich zeigen für die unschätzbare Unterstützung durch Marilyn Davis und Sharon Huston.

ERSTER TEIL

Der Himmel über ihren Köpfen ändert sich,
Nicht jedoch die Unruhe in ihren Herzen.

– RUDYARD KIPLING,
The Native-Born

Warum sehe ich hier so oft dein Gesicht?
Mit Augen wie funkelnden Edelsteinen
Zwischen den Reklamen für Zahnpasta und Mitteln gegen
Schuppen?

– HART CRANE, *The Tunnel*
(*New York Subway*)

Vor langer Zeit kreiste ein Adler hoch über dem Bau eines Kaninchens. Dann stieß der Greifvogel hinab, legte eine Reihe reifer Beeren auf die Erde und stieg wieder in den Himmel auf.

Das Kaninchen sah, wie hoch der Adler flog, und wusste, dass ihm genug Zeit blieb, um sich die Beeren zu holen und in den sicheren Bau zurückzukehren, bevor der Adler aus dieser Höhe bei ihm sein könnte.

Am nächsten Tag wiederholte sich alles, nur legte der Adler die Beeren ein bisschen weiter von dem Bau entfernt auf die Erde. Wieder sah das Kaninchen den Adler hoch oben am Himmel und schaffte es erneut, mit den Beeren in den Bau zurückzukehren.

So ging es eine Woche lang weiter, und das Kaninchen entfernte sich jeden Tag ein bisschen mehr von seinem Bau. Und der Adler kreiste weiter hoch über ihm und sah so winzig aus vor dem Hintergrund des blassblauen Himmels. Das Kaninchen hielt die Beeren für ein Geschenk des Himmels, doch ein Adler bleibt ein Adler, und einem Greifvogel durfte man nicht trauen.

Am achten Tag lagen die Beeren immer noch weit entfernt von dem Bau, doch der Adler hoch über ihm wirkte für das Kaninchen klein wie ein Stäubchen und überhaupt nicht bedrohlich.

Als das Kaninchen jedoch den Bau verließ, sah es, dass es diesmal gar kein Adler war, sondern ein Falke, der nur so hoch geflogen zu sein schien, weil er kleiner war als der Adler, den

das Kaninchen normalerweise sah. Zu spät begriff es, was los war. Es blieb keine Zeit, um in den Bau zu flüchten.

Auf dieser Welt sterben die schwächeren Kreaturen früher als die starken, der Schöpfer hat es so gewollt. Und das Kaninchen wusste es und stand reglos da.

Der Falke stieß vom Himmel hinab, und seine Flügel wurden größer und größer und blendeten die Sonne aus. Der Himmel wurde dunkel. Die Krallen des Falken bohrten sich tief in den Rücken des Kaninchens, und dann stieg der Greifvogel mit seiner Beute in den Fängen höher und höher in den Himmel auf, der finsterer war als die Nacht. Das Schlagen der großen Flügel klang wie das Grollen eines aufziehenden Sturms.

In einer lange vergangenen Zeit geschahen solche Dinge.

New York

Vera Doaks schloss die Tür ihrer Wohnung auf und sagte sich, sie müsse geduldig sein.

Sie war etwas länger als einen Monat in New York. Das war nicht lang, und doch hatte sie es schon geschafft, einen Artikel in dem Tourismusmagazin *Nation Travels* und eine Shortstory in einer landesweit vertriebenen Publikation für Kriminalgeschichten unterzubringen. Ihr Studium an der Ohio State University begann sich auszuzahlen. Sie sagte sich, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis sie nicht mehr kellnern musste, um die Miete zu bezahlen. Dafür würde dann ein Verlag aufkommen.

In der kleinen Diele blieb sie vor dem gerahmten Spiegel stehen, den sie auf dem Flohmarkt gekauft hatte. Sie legte den Kopf etwas zur Seite und nahm eine Pose ein, die sie sich gut auf einem Foto für den Schutzumschlag ihres ersten Buches vorstellen konnte. In dem Spiegel sah sie einen attraktiven Rotschopf. Hohe Wangenknochen, wie ein Model, faszinierende braune Augen, leichte Stupsnase, energisches Kinn, ein wissendes, selbstbewusstes Lächeln.

Versuch mal, richtig intelligent auszusehen, wie eine berühmte Schriftstellerin.

Diese Übung machte sie häufig.

Nur das interessierte sie wirklich, eine Karriere als Schriftstellerin. Die Shortstory, die sie verkauft hatte, würde die

Grundlage ihres ersten Buches sein, eines Thrillers, der an ihrem neuen Wohnort New York spielen sollte.

Sie kam aus einer Kleinstadt und liebte die Geschäftigkeit und pulsierende Energie des Lebens in dieser Metropole, die auch nachts nicht nachließ. Sie liebte alles: Die Theater (deren Besuch sie sich kaum leisten konnte), die Schnellrestaurants und Straßenhändler, die umherirrenden, staunenden Touristen, die U-Bahn-Stationen mit den Straßenmusikern und den manchmal gefährlichen Zeitgenossen. Reiche, die achtlos über die Armen hinwegsehen, Arme, die es zu Reichtum brachten. Es war ein Durcheinander von Nationalitäten und Religionen, verschiedenen Stadtvierteln und Sprachen. Die Unwägbarkeit des Lebens, sie fand all dies faszinierend. Vera war sich sicher, dass die Stadt sie inspirieren und ihr Stoffe für großartige Romane liefern würde. Sie war sensibel und aufnahmefähig und gab es nie auf, an sich zu glauben. Und warum auch?

Sie hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, als sie die Short-story und den Artikel eingereicht hatte, und siehe da, nun hatte sie das Geld, um für den nächsten Monat die Miete für ihre Einzimmerwohnung bezahlen zu können.

Nur eine große Liebe fehlte noch in diesem Leben, wo alles eine gute Wendung zu nehmen schien.

Auch da besteht kein Grund, die Hoffnung aufzugeben.

Sie zog die Schuhe aus und ging zu dem Bett und der Frisierkommode, die hinter einem dreiflügeligen Paravent standen. Für einen Kleiderschrank gab es keinen Platz, und die Bügel mit ihren Klamotten hingen an dem vor der Wand verlaufenden Wasserrohr. Sie griff nach einem schlichten schwarzen Kleid. Es schien so, als würde jede Frau in New York ein solches Kleid besitzen, und wenn man vor der Kon-

kurrenz bestehen wollte, musste man es zu tragen wissen und sich für die richtigen Accessoires entscheiden. Ihre hochhackigen schwarzen Pumps waren unbequem, doch sie würde sie heute zu dem Kleid tragen, zusammen mit einem weißen Tuch und mit Perlen besetzten Ohrringen. Und sie hatte eine dazu passende Imitation einer Prada-Handtasche, die sie bei einem Straßenhändler gekauft hatte. Sie erregte stets Aufsehen mit ihrem schulterlangen roten Haar, das fast dunkel genug war, um als kastanienbraun durchgehen zu können. Im Gegensatz zu vielen anderen Rothaarigen war sie nicht blass. Schon möglich, dass sie keine umwerfende Schönheit war, doch sie und ihr schwarzes Kleid waren konkurrenzfähig und konnten verdammt gut gewinnen.

Auch wenn es bis jetzt noch nicht passiert war.

Sie zog ihre Jeans, das T-Shirt und die Unterwäsche aus und ging barfuß zu dem abgetrennten Bad mit der schmalen Duschkabine.

Vielleicht war das heute der entscheidende Abend. *Tonight, tonight ...* Die Worte erinnerten sie an eine Melodie.

Woher kannte sie den Song? Sie zermarterte sich das Gehirn.

Und dann fiel es ihr ein. *West Side Story*, ein großartiges Musical, basierend auf Shakespeares *Romeo und Julia*. Und die beiden waren *das* Liebespaar schlechthin.

Nun, sie wohnte an der West Side ...

Sie drehte die Wasserhähne auf, trat in die Dusche und begann sich einzuseifen, wobei sie zu singen begann.

Da draußen pulsierte das nächtliche Leben der Stadt, und New York bot einem alle Chancen, die man sich nur wünschen konnte.

Tonight, tonight ...

Totale Finsternis, unerträglicher Schmerz.

Wo bin ich?

Vera versuchte den Kopf zu heben, um sich umzusehen, doch ein tiefer Schmerz packte ihr Genick wie eine Kralle. Sie ließ den Kopf nach hinten fallen.

Nach hinten?

In dem Moment begriff sie, dass sie an ihren gefesselten und festgebundenen Hand- und Fußgelenken hing. Blitzartig erinnerte sie sich an Bilder großer toter Tiere mit leblos herabbaumelnden Köpfen, die, an Balken hängend, von Jägern fortgetragen wurden. Aber sie wurde nicht weggetragen. Die Ursache ihrer Schmerzen waren die verspannten Nackenmuskeln sowie die Hand- und Fußgelenke, an denen ihr ganzes Körpergewicht zog.

Es war stockfinster, und sie konnte nichts sehen, Und es war unheimlich still.

Das Blut war in ihren Schädel gerauscht, und sie hatte fast unerträgliche, stechende Kopfschmerzen. Sie wollte fragen, ob jemand in der Nähe war, wollte wissen, was geschah, doch ihr Mund war zugeklebt, wahrscheinlich mit Isolierband. Mit Mühe gelang es ihr, die Lippen ein Stück weit zu öffnen, doch sie brachte nur ein leises Geräusch hervor, ein Mittelding zwischen einem Stöhnen und einem Schluchzen.

Finsternis, Stille, Schmerzen.

Wieder versuchte sie den Kopf zu heben, doch er war unfassbar schwer.

Dann kam die Erinnerung zurück.

Am letzten Abend war sie im Risqué Business gewesen, wo sie mit einem Mann ein paar Drinks getrunken hatte ... Mit einem dunkelhaarigen, attraktiven Mann, gut angezogen ... Dunkle Hose, graues Sportsakko, rote Krawatte ... Er hatte etwas wie eine kosmopolitische Ausstrahlung gehabt.

Sie versuchte, sich an seinen Namen zu erinnern.

Hatte er überhaupt gesagt, wie er hieß?

Plötzlich wurde es hell.

Das grelle Licht blendete sie, und sie schloss unwillkürlich die Augen.

Als sie sie vorsichtig wieder öffnete, sah sie unter sich hölzerne Bodendielen, über sich Deckenbalken. Ihre Handgelenke waren mit einem dicken Strick gefesselt, wodurch die Blutzirkulation abgeschnitten war. Ihre Finger waren sehr weiß und taub. Ist es mit den Zehen genauso? Sie bemühte sich, ihre Füße zu sehen, doch es war zu anstrengend. Aber sie sah mehrere lange Neonröhren. Das Summen und das grelle Licht ließen darauf schließen, dass es etliche davon geben musste.

Sie hatte es geschafft, den Kopf etwas zu heben, fast bis in die Horizontale, doch der Schmerz in ihrem Genick war so unerträglich, dass sie ihn wieder sinken lassen musste.

Aber sie konnte ihn ein Stück seitwärts drehen, wenn auch nur unter Schmerzen, und sah, dass sie sich in einem großen Kellerraum befand. Graue Betonwände, hölzerne Stützpfeiler, offen verlaufende Heizungs- und Wasserrohre, von denen teilweise die Isolation herabhing.

Asbest? Das könnte gefährlich sein.

Wieder wurde der Schmerz unerträglich, und sie beschloss, sich gar nicht mehr zu bewegen. In ihren Augen standen Tränen.

Sie spürte keinen Stoff auf ihrer Haut und wusste, dass sie nackt war.

Wie hieß er? Ich muss es wissen, damit ich ihn anbetteln, anflehen kann, mir dies nicht anzutun.

Vielleicht hatte er ihr etwas in ihren Drink gekippt, irgendetwas, wodurch sie das Bewusstsein verloren hatte. Und nun war sie hier wieder zu sich gekommen, an gefesselten Hand- und Fußgelenken baumelnd wie ein ... Sie wollte gar nicht daran denken.

Tränen rannen ihre Schläfen hinab und in den Haaranatz. Es kitzelte, als wäre alles ein grausamer und obszöner Scherz.

Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr, und dann sah sie verschwommen den Mann vom letzten Abend in ihr Blickfeld treten. Sie war nicht überrascht, ihn zu sehen. Er tat ihr dies an.

Er trat auf sie zu, ebenfalls nackt, wie eine Figur aus einem Traum. Nur war es kein Traum. Sie konnte nur beten, es möge einer sein. Sie würde ein zweites Mal aufwachen, nur diesmal in ihrer Wohnung, in ihrem Bett.

Als sie das Messer in seiner Hand sah, setzte ihr Herzschlag einen Moment aus. Sie wollte sich befreien, konnte aber nichts tun. Ihre Arme und Beine glichen straff gespannten Kabeln, die verhinderten, dass sie auf den Betonboden knallte.

Sie sah, dass der Mann eine Erektion hatte, und in dem Moment schnitt er die Fessel durch, mit denen ihre Hand-

gelenke an dem horizontalen Deckenbalken festgebunden waren.

Ihr Oberkörper fiel nach unten, und nun würde sie sich bestimmt auf dem harten Betonboden den Kopf aufschlagen.

Aber nur ihr Haar berührte den Boden, als ihr Körper wie ein Pendel hin und her schwang. Die Handgelenke waren immer noch zusammengebunden, aber sie konnte die Arme bewegen und griff nach unten hinter ihren Kopf. Ihre Nägel kratzten über den Betonboden, doch sie empfand keinen Schmerz, weil die Finger völlig taub waren.

Unter sich sah sie etwas Rundes, den Deckel eines Gullys.

Sie presste die tauben Fingerspitzen auf den Boden, um die Pendelbewegung zu verlangsamen. Die gesamte Last ihres Körpergewichts zerrte jetzt an den Fußgelenken. Der Strick musste in ihr Fleisch schneiden, denn sie spürte etwas Warmes an ihren Beinen hinabrinnen.

Blut.

Ja, der Strick musste tief in das Fleisch geschnitten haben.

Und dann spürte sie plötzlich ein sengend heißes Gefühl an der rechten Seite ihres Halses. Dann auf der linken. Sie erhaschte einen Blick auf eine blutige Messerklinge und wusste, dass der Mann ihr die Kehle durchgeschnitten hatte.

Nein, es war unmöglich.

Aber sie konnte sich nichts vormachen. Sie hob die Arme und betastete mit den Fingern ihren Hals. Jede Menge warmes Blut.

Und dann packte sie nacktes Entsetzen, als sie es unter sich in den Abfluss tröpfeln hörte. Sie würde verbluten, ihre Zeit lief ab.

Sie geriet in Panik und versuchte, durch die Nase zu atmen. Mit letzter Kraft gelang es ihr, die Hände zu heben und sich das Klebeband von den Lippen zu reißen. Sie schnappte nach Luft, um zu schreien, doch ihre Kehle war schon voller Blut.

Der Mann hatte gewartet, bis die Pendelbewegung ihres Körpers fast zum Stillstand gekommen war.

Er beobachtete sie.

Beobachtete sie.

Und dann, nachdem sie zu schreien versuchte, hatte er ihr die Kehle durchgeschnitten, von einem Ohr zum anderen.

Ihr lebloser Körper baumelte direkt über dem Abfluss, in den das Blut tropfte.

Sie konnte nicht mehr sehen, wie er, frisch geduscht und gut gekleidet, den Kellerraum verließ, nachdem er zuvor die Neonröhren ausgeschaltet hatte.

Sie war schon mehrere Stunden tot, als er zurückkam, um sich zu vergewissern, dass sie völlig ausgeblutet war.

Im schwachen Licht der altmodischen Scheinwerfer seines betagten schwarzen Lincoln Town Car sah Frank Quinn nicht, was auf ihn zukam, zumindest nicht rechtzeitig.

Der Wagen schoss durch ein Schlagloch von der Größe eines Bombenkraters, und er fragte sich, ob etwas von einem Vorderzahn abgesprungen war. Er hob die kubanische Zigarre auf, die aus dem Aschenbecher gefallen war, und klemmte sie sich zwischen die Lippen.

Das Rauchen war nicht gut für ihn, und er hatte es mehr oder weniger aufgegeben, doch diese kubanischen Zigarren waren hin und wieder eine zu große Versuchung. Vielleicht lag auch ein Teil des Reizes darin, dass sie wegen des Handelsembargos in den Vereinigten Staaten nicht verkauft werden durften. Er besorgte sie sich illegal, und das, obwohl er früher Polizist gewesen war. Detective bei der Mordkommission des New York Police Department, mittlerweile im Ruhestand.

Er lächelte. Einmal Cop, immer Cop. Und der illegale Erwerb der Zigarren war eine lässliche Sünde.

Quinn fluchte leise über den Verkehr auf dem Broadway, während er in nördlicher Richtung zur West Seventy-fifth Street fuhr, wo seine Wohnung war. Die Autofenster waren geschlossen, denn es war noch heiß an diesem Sommerabend, und er hatte die Klimaanlage eingeschaltet. Irgendwas klapperte an der Lüftung, und er nahm sich vor, in der Werkstatt jemanden zu bitten, sich der Sache anzunehmen.

Um diese Jahreszeit war es nicht ratsam, ohne funktionierende Klimaanlage unterwegs zu sein.

Ein Stück weiter vorn sprang eine Ampel auf Grün um. Etliche Autos vor Quinn bogen rechts ab, sodass es für ihn geradeaus zügig weiterging. Er beschleunigte auf knapp siebzig Stundenkilometer, ziemlich schnell für die meisten Straßen in Manhattan.

Er hatte gute Laune, rauchte seine Havanna und hätte fast gelächelt. An diesem Abend der Woche pokerte er immer mit fünf anderen pensionierten Ex-Cops vom New York Police Department, und heute hatte er über hundert Dollar gewonnen. Da nicht um hohe Einsätze gespielt wurde, war das ein ziemlich großer Gewinn. Alle maulten, als das letzte Mal die Karten verteilt wurden, aber es war nun einmal abgemacht, dass um Punkt zehn Schluss war. Quinn war immer stolz auf sich, wenn er beim Pokern gewonnen hatte, was ziemlich töricht war, denn selbst für einen guten Spieler hing hier fast alles vom Glück ab. Und doch, gewinnen war besser als verlieren.

Für einen Moment reflektierte sich auf dem linken Außenspiegel grelles Licht. Die Scheinwerfer eines Autos hinter ihm, und trotz seines Tempos holte der Wagen den Rückstand schnell auf. Quinn blickte in den Rückspiegel, konnte aber wegen des dichten Zigarrenrauchs praktisch nichts sehen.

An meine Lungen will ich gar nicht erst denken.

Aber er sah, dass der andere Wagen verdammt dicht hinter ihm war.

Er mochte es nicht, verfolgt zu werden, und beschleunigte auf achtzig.

Fast sofort waren die schwarzen Ledersitze in dem alten Wagen in flackerndes rotes und blaues Licht getaucht.

Quinn nahm Gas weg und hielt nach einer Parklücke am Bordstein Ausschau.

Er sah keine.

Scheiß drauf, dachte er, und als er gerade schon in der zweiten Reihe parken wollte, fuhr ein Taxi los. Quinn näherte sich der Lücke und sah den Hydranten, der für die Feuerwehr freigehalten werden musste. Folglich war hier Parkverbot. Einen richtigen Parkplatz fand man in diesem Teil der Stadt ohnehin nicht. Er hielt aber trotzdem an.

Wenn's irgendwo zu brennen beginnt, kann ich immer noch wegfahren.

Das flackernde Licht wurde greller, die Scheinwerfer blendend hell, als der Streifenwagen hinter ihm schräg in die Lücke setzte. Quinn ließ den Lincoln noch ein paar Schritte nach vorn rollen, damit der Fahrer hinter ihm möglichst viel Platz hatte.

Er sah keine Veranlassung, aus seinem Wagen auszusteigen. Er saß ruhig da, mit den Händen oben auf dem Lenkrad, damit sie zu sehen waren, und schaute in den Rückspiegel. Hinter ihm öffneten sich bei dem Streifenwagen auf beiden Seiten die Türen. Zwei Männer stiegen aus und kamen auf den Lincoln zu, wobei ihre Bewegungen in dem flackernden Licht seltsam ruckartig wirkten.

Es würde schnell überstanden sein. Vielleicht kannte er einen der Polizisten, womöglich sogar beide. Und wenn ja, kannten sie ihn. Es wäre kein Problem, ihnen die Sache mit dem Strafmandat auszureden. Beim New York Police Department war er allseits respektiert. Gelegentlich hatte er so-

gar gehört, dass man ihn eine »Legende« nannte. Ein paar kollegiale Worte, dann konnte er weiterfahren.

Im Rückspiegel sah er einen der beiden Cops zu dem Streifenwagen zurückgehen. Quinn glaubte, dass er sein Kennzeichen überprüfen wollte.

Merkwürdig, dachte er. Das hätten sie schon tun können, bevor sie ausgestiegen sind. Und seltsam war auch, dass der Fahrer zu dem Streifenwagen zurückgegangen war. Es hätte nahegelegen, dass er zu dem Lincoln gekommen wäre, um mit ihm am offenen Fenster auf der Fahrerseite zu reden.

Jetzt kam also sein Kollege, von dem Quinn geglaubt hatte, dass er das Nummernschild checken würde. Quinn hatte ein ungutes Gefühl. Irgendetwas stimmte nicht.

Und dann setzte der Streifenwagen rückwärts aus der Lücke und fuhr kurz darauf an ihm vorbei. Jetzt war das rot-blau flackernde Licht ausgeschaltet.

Die Tür auf der Beifahrerseite von Quinns Lincoln öffnete sich, und jemand stieg ein.

Jemand, der keine Uniform trug, was ihm wegen des blendend grellen Lichts nicht aufgefallen war. Stattdessen trug er einen leichten, nicht zugeknöpften Trenchcoat, obwohl es nicht regnete, und darunter einen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte. Ein großer Mann, Ende vierzig, übergewichtig, mit schlaff herabhängenden Backentaschen und dunklen Ringen unter den Augen.

Quinn erkannte ihn sofort, doch das ungute Gefühl wollte trotzdem nicht verschwinden.

Der Mann auf dem Beifahrersitz war Harley Renz, seines Zeichens Polizeichef von New York.

Renz blickte sich mit einem schiefen Grinsen um. »Hier stinkt's höllisch.«

Quinn wusste, was er meinte. Der Geruch des Zigarrenrauchs hing in den Sitzbezügen und überall sonst. Selbst er fand ihn manchmal unangenehm, war aber daran gewöhnt.

»Sie können ja wieder aussteigen, wenn Ihnen was nicht passt«, bemerkte Quinn. Er und Renz waren immer irgendwie miteinander klargekommen, doch ohne Spannungen ging es dabei nicht ab. Vielleicht kannten sie sich zu gut.

»Qualmen Sie wieder eine von diesen verbotenen kubanischen Zigarren, die Sie so mögen?«

»Die kommen aus Venezuela.«

»Wenn Sie es sagen.« Renz lehnte sich zurück und blickte ihn an. »Haben Sie für mich auch eine?«

»Nein«, antwortete Quinn. »Sie können die hier zu Ende rauchen.«

»Passen Sie lieber auf, dass diese Zigarren nicht Ihr Ende sind.« Das schiefe Grinsen wurde breiter. Die schlaffen Bockentaschen und die großen Tränensäcke waren auffälliger als beim letzten Mal, als Quinn ihn gesehen hatte. »Wie ist es gelaufen?«

»Wovon reden Sie?«

»Von Ihrem Pokerabend.«

»Hab gewonnen.«

»Will sagen, Sie sind früh genug gegangen. Sonst hätten Sie bestimmt noch verloren.«

»Haben Sie sich deshalb in einem Streifenwagen hierher chauffieren lassen? Soll ich von meinem Gewinn ein bisschen Schmiergeld abzweigen, damit ich kein Strafmandat bekomme?«

»Vergessen Sie nicht, dass ich der Polizeichef von ganz New York bin. Da sollten Sie etwas respektvoller mit mir reden.«

Quinn antwortete nicht. Er fragte sich, warum Harley Renz sich so sehr für seinen Pokerabend interessierte und ihm danach gefolgt war.

»Worum geht's?«, fragte Quinn. »Wollen Sie bei uns einsteigen?«

»Ich kenne den einen oder anderen von den Typen, mit denen Sie pokern. Das sind Falschspieler.«

»Damit kennen Sie sich auch aus.«

»Ich wollte ja nur sagen ...«

Quinn hatte die Nase voll von dieser Plauderei. Er hatte durchaus etwas Respekt vor Renz, auch wenn der sich als Autorität gebärdete und ein Bürokrat war. Aber früher war Renz selbst mal ein guter Detective bei der Mordkommission gewesen, und das merkte man ab und zu noch. Sie wussten beide, dass Renz seine Stellung als Polizeichef Quinns Aufklärung der Torso-Morde verdankte. Renz hatte es geschickt verstanden, den Erfolg als sein Verdienst darzustellen, doch Quinn war es egal. Der äußerst umtriebige und ehrgeizige Renz war in der Öffentlichkeit zum beliebtesten Polizeichef in der Geschichte New Yorks geworden. Zu einem Liebling der Medien und Spitzenreiter in den Meinungsumfragen. Dadurch hatte er einen Einfluss, den er ohne zu zögern einzusetzen wusste.

»Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen.«

»Über Geschwindigkeitsübertretung?«

Renz machte eine wegwerfende Handbewegung. »Sie sind viel zu schnell gefahren, doch ich will darüber hinwegsehen.«

Quinn drückte auf einen Knopf, um auf seiner Seite die Scheibe des Fensters herunterzulassen. Schwüle Luft und Abgase drangen in den Lincoln. Er zog ein letztes Mal an der Zigarre und schnippte den glühenden Stummel auf die Straße, wo er ein paar Funken sprühte.

»Mein Gott, jetzt auch noch das«, sagte Renz. »Warum drücken Sie die Zigarre nicht im Aschenbecher aus? Verbotene Havannas, Glücksspiel, Überschreiten des Tempolimits ... Was kommt als Nächstes?«

»Mit irgendwas muss man sich beschäftigen im Ruhestand.« Quinn seufzte und strich sich Zigarrenasche vom Hemd. »Es ist immer noch verdammt heiß da draußen.«

»Heißer, als Sie glauben.«

Quinn ließ auch die Fensterscheibe auf Renz' Seite herunter, damit noch mehr Hitze in den Wagen strömte. Vielleicht würde der Polizeichef dann schneller verschwinden. Er beugte sich vor, und drehte den Schlüssel im Zündschloss. Der im Leerlauf laufende Motor verstummte.

»Na los, erzählen Sie Ihre Geschichte«, sagte er. »Und reden Sie nicht wieder in Rätseln.«

Innerhalb von ein paar Minuten war es in dem Lincoln unangenehm heiß. Quinn ertrug es stoisch, denn er wusste, dass Renz deshalb eher verschwinden würde. Er hatte eine schwache Ahnung, was für eine Geschichte er hören und worauf alles hinauslaufen würde. Er glaubte nicht, dass es ihm gefiel.

»Vor einem Monat wurde in einem gut besuchten Club in Soho ein Manager eines Hedgefonds erschossen«, begann Renz. »Der Mann hieß George Manders.«

»Nie gehört«, bemerkte Quinn. Hoffentlich war alles schnell überstanden.

»Schon okay, Sie sind kein Verdächtiger.« Renz zog eine Grimasse und rümpfte die Nase, was vermutlich eine Reaktion darauf war, dass die feuchte Nachtluft den Geruch des Zigarrenrauchs irgendwie noch verstärkte. »Als er erschossen wurde, tanzte Manders gerade mit einer Frau, die er nicht kannte. Zumindest behauptet sie, sie hätten sich erst zehn Minuten zuvor kennengelernt, und er habe sie zum Tanzen aufgefordert. Die Tanzfläche wurde durch dieses farbige Strobe-Geflacker beleuchtet, durch das alle Bewegungen schnell und ruckartig wirken, und die Musik war so laut, dass niemand den Schuss aus der kleinkalibrigen Waffe gehört hat.«

»Wie klein?«, fragte Quinn.

»Kaliber 25.«

Das war zwar nicht völlig ungewöhnlich, doch bei kleinen Handfeuerwaffen war Kaliber 22 weiter verbreitet.

»Bei dem wild flackernden Licht und dem Krach, der heutzutage als Musik durchgeht, bemerkte zunächst niemand, dass Manders erschossen worden war. Als er zu Boden ging, haben die Leute vielleicht geglaubt, es gehöre zu seinem extravaganen Tanzstil, und er werde gleich wieder aufspringen. Dann haben Zeugen später gesagt, jemand habe sich über den am Boden liegenden Mann gebeugt, um mit ihm zu reden, wie sie glaubten, doch dann habe der Typ etwas aus der Innentasche von Manders Jackett gezogen und sei mit höllischem Tempo aus dem Club gerannt.«

»War das auch der Typ, der ihn erschossen hat?«, fragte Quinn.

»Soweit wir wissen schon«, antwortete Renz. »Niemand hat eine Waffe gesehen. Überhaupt hat kaum jemand bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Die Musik lief noch etwa eine Minute, nachdem Manders zu Boden gegangen war, und die Leute tanzten weiter.«

»Konnte jemand den Knaben identifizieren, der aus dem Club gestürmt ist?«

Renz schüttelte den Kopf. »Es geschah alles zu schnell und unter Umständen, wo die Leute etwas länger brauchen, um zu reagieren. Und die Hälfte von ihnen war betrunken oder hatte Drogen genommen. Niemand konnte den Typ identifizieren und keiner weiß, was aus der Tasche des Opfers entwendet wurde. Seine prall gefüllte Brieftasche war so wenig geklaut worden wie seine Rolex und ein goldener Ring.«

»Trauring?«

»Nein. Manders war seit fünf Jahren geschieden. Er lebte allein, so wie Sie.«

Quinn ignorierte die abschließende Bemerkung.

»Was für ein Club ist das denn?«

»Einer für reiche bis stinkreiche Heteros aus der Upperclass, die jemanden aufreißen wollen.«

»Also suchte Manders eine Frau«, sagte Quinn. »Und dann hat sich alles anders entwickelt, als er es sich vorstellte.«

»Kann man wohl sagen.«

»Vielleicht war der Mann, der sich über ihn gebeugt hat, gar nicht der Mörder, sondern jemand, der ihm helfen wollte. Und als er dann begriff, dass Manders tot war, hat er fluchtartig das Lokal verlassen, weil er nicht hineingezogen werden wollte in diese Geschichte.«

»Was wurde denn wohl entwendet aus der Tasche des Opfers?«

Quinn zuckte die Achseln. »Vielleicht gar nichts. Vielleicht hat der Typ, der sich über ihn beugte, nur seinen Herzschlag fühlen wollen. Vielleicht war es ein Arzt, der fremdgehen wollte und kein Interesse daran haben konnte, dass jemand von seiner Anwesenheit in dem Club wusste.«

Renz musste grinsen und entblößte dabei sein Kaninchengebiss. »Haha, die Story mit dem fremdgehenden Kardiologen ist super. Wieder mal ein Beweis dafür, was für ein erstklassiger Detective Sie sind. Hören Sie gut zu, die Geschichte ist noch nicht zu Ende.«

Es begann heftig zu regnen. »Tut mir leid, das hören zu müssen.« Quinn drückte auf die Knöpfe, um alle Fenster zu schließen, und dadurch wurde es noch wärmer in dem Wagen. Sofort waren die Scheiben beschlagen, und es schien, als wären sie völlig abgeschnitten von der Außenwelt. Neben dem kalten Zigarrenrauch war da nun noch etwas wie ein Modergeruch.

Renz schien es nichts mehr auszumachen. »Dann wurde letzte Woche im Central Park Alan Weeks erschossen, ein Typ aus der Führungsetage einer Versicherungsgesellschaft. Die Zeugen waren zu weit weg, um das Gesicht des Mörders erkennen zu können. Aber sie haben gesehen, wie er sich über das Opfer beugte und etwas aus einer Tasche zog, bevor er in einem Wäldchen verschwand.«

»Aber er hat nicht die Brieftasche geklaut?«

»Nein. Und auch nicht seine teure Taschenuhr. Die Kugel, die Weeks tötete, war auch eine vom Kaliber 25, wurde aber *nicht* aus der Waffe abgefeuert, mit der Manders getötet wurde. Außer diesen kleinkalibrigen Kugeln in ihren Köpfen scheint nichts die Morde an Manders und Weeks zu verbinden. Vielleicht noch das, was aus ihren Taschen entwendet wurde, was immer es war.«

Für eine Weile trommelte Quinn mit den Fingern auf dem Lenkrad, und es klang ein bisschen so wie das Geräusch des Regens, der auf das Wagendach prasselte.

»Vielleicht ein Zufall«, sagte er, obwohl kein echter Cop an Zufälle glaubte.

Renz grinste. »So wie wir beide rein zufällig heute Abend übereinander gestolpert sind.«

»Schicksal?«

Renz schüttelte den Kopf. »Auch nicht. Noch so ein Mord wie diese beiden, dann haben wir es mit einem Serienmörder zu tun. Und mit dem in solchen Fällen üblichen Medienrummel. Ich möchte, dass Sie und Ihr Team sich bereithalten und einschreiten, wenn es noch so einen Fall gibt. Zu den üblichen Bedingungen.«

In besonders schwierigen und heiklen Fällen wandte sich

der clevere und außergewöhnlich ehrgeizige Renz an Quinn, zu dessen Team Pearl Kasner und Larry Fedderman gehörten, auch beide ehemals Detectives beim NYPD. Sie waren sozusagen die persönlichen Ermittler des Polizeichefs, die auf die Möglichkeiten des NYPD zurückgreifen konnten, sich aber nicht an alle Vorschriften halten mussten.

Es ging nicht nur darum, dass sie schwierige Fälle lösten, um Renz in einem guten Licht erscheinen zu lassen. Quinn kannte den bürokratischen Apparat und verfluchte ihn immer noch dafür, was er ihm angetan hatte. Aber man musste ihm nicht erzählen, dass sie auch darauf achten mussten, dass Renz' Image keinen Schaden nahm.

»Ich will, dass Sie und Ihre Leute sozusagen auf Standby sind«, sagte Renz. »Aber wir wissen beide, dass es nicht sehr lange dabei bleiben wird.

»Das sagt mein Bauchgefühl mir auch.«

»Sagt es Ihnen ebenfalls, dass Sie den Job annehmen sollten?«

»Es sagt mir, dass ich die Finger davonlassen soll.«

»Und Ihr Kopf?«

»Der sagt, dass ich mich so schnell wie möglich aus dem Staub machen sollte.«

»Aber Sie werden Pearl und Fedderman anrufen? Und bereit sein, diesen Psychopathen zu jagen?«

»Ja, ich glaub schon«, sagte Quinn.

Renz musterte ihn aufmerksam.

»Ihr Herz muss Ihnen doch sagen, was Sie tun sollen«, sagte er grinsend.

»Aussteigen.«

»Geht nicht«, sagte Renz. »Vielleicht ist Ihnen aufgefallen,

dass der Streifenwagen weggefahren ist, und jetzt regnet es. Sie müssen mich nach Hause bringen.«

»Sie hätten vorausschauender denken sollen.«

»Wenn ich nicht vorausschauend denken würde, wäre ich nicht hier, um mit Ihnen zu reden, Quinn. Wir müssen bereit sein für den Shitstorm der Medien.«

»Wohnen Sie immer noch an der East Fifty-first Street?«

»Ja«, antwortete Renz. »Hab aber alles renovieren lassen.«

»Das ist ganz schön weit von hier«, bemerkte Quinn.

»Deshalb frage ich ja einen Freund.«

Quinn ließ den Motor an, doch bevor er losfuhr, nahm er noch eine Zigarre aus der Innentasche seiner Jacke und steckte sie mit dem Zigarettenanzünder am Armaturenbrett an. Wenn Renz mit ihm fuhr, würde er leiden müssen. Doch wenn ihm der Rauch nichts ausmachte, lag es daran, dass er selber Zigarrenraucher war und den Duft eines guten Tabaks erkannte.

»Sie haben doch eben gesagt, Sie würden Ihre letzte Zigarre rauchen«, bemerkte Renz.

»Die Letzte ist diese hier.«

Renz starrte ihn verärgert an, und Quinn musste lächeln.

Er hätte Renz eine Zigarre angeboten, wenn es keine verbotenen kubanischen Havannas gewesen wären.